

afrika-bulletin

September 2023
Fr. 7.-/Euro 7.-



50 Jahre Afrika-Komitee – 50 Jahre gelebte Solidarität





Hans-Ulrich Stauffer ist Gründungsmitglied des Afrika-Komitees. Kontakt: hu.stauffer@bluewin.ch.

Jetzt mit TWINT spenden:

- QR-Code mit der TWINT-App scannen
- Betrag eingeben und Adresse
- Betrag und Spende bestätigen



Impressum

Ausgabe 191 | September 2023

ISSN 1661-5603

Das «Afrika-Bulletin» erscheint vierteljährlich im 48. Jahrgang.
Herausgeber: Afrika-Komitee, Basel, und Zentrum für Afrikastudien Basel.

Redaktionskommission: Veit Arlt, Susy Greuter, Elísio Macamo, Barbara Müller und Hans-Ulrich Stauffer

Das Afrika-Komitee im Internet: www.afrikakomitee.ch
Das Zentrum für Afrikastudien im Internet: www.zasb.unibas.ch

Redaktionssekretariat: Beatrice Felber Rochat
Afrika-Komitee: Rüdengasse 2, Postfach, 4001 Basel, Schweiz
Telefon: (+41) 061 691 62 93

E-Mail Redaktionelles: afrikabulletin@afrikakomitee.ch
E-Mail Abonnemente und Bestellungen: info@afrikakomitee.ch

Postcheck-Konto: IBAN CH26 0900 0000 4001 7754 3

Für Überweisungen aus dem Ausland:
in Euro: Postkonto, IBAN CH40 0900 0000 9139 8667 9
(Bic SwiftCode: POFICHBEXXX; Swiss Post, PostFinance, CH-3000 Bern)

Mitarbeitende dieser Ausgabe: Veit Arlt (Red.), Gertrud Baud, Beatrice Felber, Pius Frey, Elisa Fuchs, Susy Greuter (Red.), Elísio Macamo, Barbara Müller (Red.), Hans-Ulrich Stauffer (Red.), Ruedi Suter

Druck: Rumzeis-Druck, Basel

Inserate: Gemäss Tarif 5/99, Beilagen auf Anfrage
Jahresabonnement: Fr. 40.–/Euro 40.–
Unterstützungsabonnement: Fr. 50.–/Euro 50.–
Im Mitgliederbeitrag von Fr. 60.–/Euro 60.– ist das Abonnement enthalten.

Redaktionsschluss Nummer 192: 30. September 2023
Schwerpunktthema: Schweizer:innen mit afrikanischen Wurzeln und ihr Zugang zum Kontinent
Schwerpunktthemen der nächsten Ausgaben: Transnationale Migration, Silk & Belt Initiative, Bildende Kunst in Afrika, Einflüsse Afrikas auf uns persönlich

Interessierte an einer Mitarbeit sind eingeladen, mit der Redaktion Kontakt aufzunehmen.

Unser Titelbild: Momentaufnahmen aus der Arbeit des Afrikakomitees – Zimbabwe-Veranstaltung 1978, 1. Mai-Umzug 1986, Frontstaatenworkshop 1987 (Bilder: Archiv Afrika-Komitee).

«50 Jahre Afrika-Komitee – 50 Jahre Solidarität» lautet das Motto unserer Geburtstagsfeier im September 2023. Wir blicken auf ein Engagement während eines halben Jahrhunderts zurück.

Zum «Fünzigsten» haben wir drei Kuchen gebacken: Wir haben ein Video über unser Engagement produziert, in welchem mit Bild und Ton auf unsere Geschichte und unsere Arbeit eingegangen wird. Dann haben wir die Geburtstagsfeier vom 9. September in Basel organisiert, zu welcher wir alle eingeladen haben, die das Afrika-Komitee in den 50 Jahren begleitet haben. Und schliesslich haben wir als dritten Kuchen das vorliegende Afrika-Bulletin gestaltet.

Dabei haben wir uns immer gefragt: Wie können wir das gesellschaftliche und politische Umfeld vermitteln, das damals – 1973 – zu diesem Engagement geführt hat? Wie kann vermittelt werden, dass sich Tausende während Jahren, wenn nicht sogar zwei Jahrzehnten mit den politischen und sozialen Befreiungskämpfen in Afrika solidarisiert haben?

Ein Ausgangspunkt ist wohl die Umbruchsituation, welche gemeinhin als «1968» bezeichnet wird – ein radikaler Einschnitt, welcher die Gesellschaft nachhaltig veränderte. Mit viel Phantasie und einem schier unbeschränkten zeitlichen Einsatz machten wir uns für einzelne Themen stark, sei es nun die Frauenbefreiung, die Lehrlingsbewegung, den Aufbau revolutionärer Organisationen oder eben die Solidarität mit – ja womit? Vietnam, Chile, Palästina, Angola, Mozambique, Guinea-Bissau, Zimbabwe, Südafrika.

Das vorliegende Afrika-Bulletin bietet einen bunten Strauss an Reminiszenzen aus unserer Arbeit. Er wurde so reichhaltig, dass wir für einmal auf die Rubrik Afrika in Kürze und die Buchbesprechungen verzichten. Die Besprechung neuer Musiktitel haben wir auf der Seite 16 platziert. Ich wünsche gute Lektüre. ■

Hans-Ulrich Stauffer

Warum dieser lebenslange Einsatz für Afrika?

Vom Lernen von und mit Afrika

Ein lebenslanges Engagement von Schweizer:innen für die Unterdrückten und Ausgebeuteten Afrikas – was hat dies persönlich bewirkt? Vorstandsmitglieder des nun 50 Jahre alten Afrika-Komitees versuchen das in dieser Kürze Unfassbare fassbar zu machen. Zusammengestellt durch Ruedi Suter.

Barbara Müller: «Die Auseinandersetzung mit Afrika hat mich zu einer bewussteren Schweizerin gemacht – bei aller Kritik, die ich meinem Land gegenüber habe und trotz des Bewusstseins, dass dieser Lebensstandard gestohlen ist.

Ich habe die Schwierigkeiten unterschätzt, mit denen die postkolonialen Regierungen bei der Machtübernahme konfrontiert waren. Die externen Mächte, die dafür sorgen wollten, dass sie weiterhin Rohstoffe und billige Arbeitskräfte ausbeuten konnten, die rivalisierenden Kräfte im Innern, die Zugang zu Ressourcen anstrebten, die komplizierten Machtverhältnisse innerhalb der Befreiungsbewegungen und der traditionellen Strukturen, das mentale Erbe des Kolonialismus, der blinde Glauben an Modernisierungskonzepte, an technologische Lösungen, die anfängliche Geringschätzung des einheimischen Wissens, die wirtschaftlichen Realitäten mit ungleichen Handelsbedingungen, Verschuldung, Bedrohung von aussen usw. All dies belegt, dass eigentlich grössere Anstrengungen nötig gewesen wären, um diesen Faktoren entgegenzuwirken.

Das bipolare Erleben von Weltgeschehen – hier die Sicht aus der schweizerischen Perspektive, dort die Sicht aus afrikanischer Perspektive – schärfte mein Empathievermögen und die Fähigkeit, etwas von verschiedenen Seiten zu betrachten. Ich lernte aber auch ethnozentrische Sichtweisen und Werthaltungen zu erkennen. Beispiel Korruption: Wenn afrikanische Regierungen als korrupt bezeichnet werden, wird selten erwähnt, dass es primär westliche Unternehmen und Regierungen sind, von denen die Bestechung ausgeht. Warum? Weil sie sich auf diese Weise Aufträge oder den Zugang zu Rohstoffen sichern wollen.

Sicher ist, dass die Beschäftigung mit den Verhältnissen in den afrikanischen Ländern meinen Blick auf die Schweiz veränderte und prägte. Unser Lebensstandard erschien mir plötzlich nicht mehr so selbstverständlich, und ich begann, die Schweiz im globalen Kontext zu denken. Der Reichtum hier und die Armut dort verstand ich immer mehr als sich gegenseitig bedingend. Mir wurde klar, dass das afrikanische Miteinander – trotz durchaus mühsamer Aspekte – eine wichtige soziale Ressource darstellt. Ich bezweifle, dass unser individualistischer Lebensstil in einer vergleichbaren Situation das Überleben sichern könnte.

Als junge Frau mit all diesen Erfahrungen würde ich mich mit noch mehr Energie und Radikalität für Afrika engagieren. Ich wäre kompetenter, um der Verlogenheit westlicher (Schein-)Argumente etwas entgegenzusetzen. Ich würde konsequenter mit Afrikaner:innen und der internationalen Gemeinschaft zusammenarbeiten, ich hätte weniger Hemmungen als «Nestbeschmutzerin» die schweizerische Profitmacherei anzu-

prangern, und ich würde mich der stupiden Vereinfachung afrikanischer Verhältnisse in den Medien noch entschiedener entgegenstemmen. Auch würde ich gleich die Fragen der Erhaltung der Umwelt in die politische Arbeit einbeziehen und mit afrikanischen Partner:innen diskutieren. Ja, ich hätte mehr Möglichkeiten, afrikanische Sichtweisen aufzunehmen und zu berücksichtigen, weil meine eigene Weltsicht weiter und offener geworden ist.»

«Unsere Werteanprüche sind nicht exporttauglich»

Hans-Ulrich Stauffer: «Ich sehe heute, dass unser Lebensniveau auf der Ausbeutung der Länder des Südens beruht und diesen die Grundlage für eine eigene Entwicklung entzieht. Es kann deshalb nicht wie bisher weitergehen, auch wenn das mit Einschnitten in unserem Lebensstandard oder zumindest mit Änderungen in unserem Lebenswandel verbunden ist. Bei unserem Engagement mit den Eliten müssen wir sehr sorgfältig sein. Nicht jedes Statement darf als bare Münze genommen werden. Weit wichtiger ist das Engagement mit der Zivilgesellschaft. Doch dieses Engagement ist auch sehr viel fordernder und vielfach mühsamer. Heute würde ich weniger blauäugig arbeiten: Weniger Vertrauen in angebliche Führer:Innen, weniger Glauben an grosse Verheissungen und Versprechen. Ist das Resignation? Vielleicht, aber vielleicht auch eine Überlebensstrategie für die internationale Solidarität. Heute schätze ich den sehr hohen Lebensstandard der Schweiz, die Effizienz, die Zuverlässigkeit der Infrastruktur und der Institutionen. Das war mir vor den zahlreichen Afrikareisen nicht bewusst. Umgekehrt sehe ich, dass unsere Werteanprüche nicht tauglich sind für einen Export. Insofern bin ich weniger schweizerisch geworden, wenn ich in die weite Welt hinausgehe.»

«Unterdrückte können zu Unterdrückenden werden»

Beatrice Felber Rochat: «Onkel Toms Hütte und Mein Leben als amerikanischer Sklave von Frederick Douglass bildeten wohl den Anfang meines Afrika-Engagements. Die Apartheid mit ihren Diskriminierungen waren mir ein Begriff, und mit dem Soweto-Aufstand rückte (Süd-)Afrika ins Zentrum meiner Aufmerksamkeit. Unterdrückung und Ungerechtigkeit sind immer verletzend, nicht nur in Bezug auf Afrika. Den alltäglichen Rassismus habe ich persönlich in der Schweiz mit meinem aus Afrika stammenden Ex-Mann miterlebt. Das Schwarz-Weiss-Denken habe ich «verloren», denn Unterdrückte können auch zu Unterdrückenden werden. Das ist leider eine schmerzhafteste Tatsache und, ja, manchmal gab es Zeiten, zu denen ich mich fragte: Wofür haben wir uns eingesetzt? Nur damit afrikanische Befreiungskämpfer Diktatoren werden können?! Aber: Resignieren ist keine Option, und die Zivilgesellschaften brauchen Sprachrohre wie das Afrika-Komitee. Was mir im Laufe der Jahre auch noch klar wurde: Unser Standard geht auf Kosten des Südens und der armen Länder. Es ist eine Ausbeutung, die zwingend geändert werden muss: kritisch, ehrlich und ja nicht dogmatisch.» →

«Die Hoffnung der Ameisenbewegungen»

Susy Greuter: «Ich gehöre zur Generation jener, deren erste Wahrnehmung des Weltgeschehens von der Entkolonisierung geprägt wurde. In ihr lag das grosse Hoffnungspotenzial – in der Freiheit für alle Völker. Dieser Absage an die alten Mechanismen der Herrschaft wollte ich mich widmen. Der Glaube an die Chancen hat mein Leben bestimmtbestimmt – ich wollte vor Ort dabeisein. Die zunehmende Desillusionierung – Barbara hat die erschütternden Anlässe dazu vorzüglich umschrieben – hat diesen Glauben aber sehr relativiert: statt Chancen zu positiven Taten beschwichtigt die «Hilfe». Nur IHR Wissen und Verstehen kann die Mechanismen der Machtnahme aufhalten. Der aktive Einsatz entpuppt sich als Leben einer abenteuerlichen kleinen Ameise, die wenigstens auf der richtigen Seite mitwuselte. Aber dass es diese Ameisen und Ameisenbewegungen gibt, ist letztlich selbst zur Perspektive geworden: diese zu vermehren und die Erkenntnisse weiterzugeben bleibt das Ziel. 13 Jahre lang war ich direkt in der Entwicklungszusammenarbeit engagiert. Heute erhalten zunehmend die Gesamtzusammenhänge meine Aufmerksamkeit. Ich bin damit in eine gewisse Abstraktheit entrückt, und die persönlichen Erlebnisse mit Menschen in Afrika werden zu einem Bilderbuch, das in diesem weltgeschichtlichen Rahmen viel an Bedeutung verliert, für das ich aber einfach dankbar bin. Soviel an Farben, Umwelten und menschlicher Diversität erleben zu dürfen, war das Geschenk der Welt an mich. Könnte ich nochmal von vorne beginnen, würde ich viel mehr in Kultur, Kunst und Musik investieren – um das Leben «trotzdem» noch mehr zu feiern und zu erleben.»

«Der Befreiungskampf musste unterstützt werden»

Getrud Baud: «Der Grund für mein Engagement im Afrika-Komitee in den frühen 1970er-Jahren war meine Empörung über die Haltung der Mehrheitsgesellschaft gegenüber den Befreiungskämpfer:innen, die in den portugiesischen Kolonien Angola, Mozambique, Guinea-Bissau und Kapverde gegen die portugiesischen Kolonialherren kämpften. Für mich war klar: der Befreiungskampf ist nicht nur eine gerechte Sache, er muss auch

unbedingt unterstützt werden. Aber in der Schweiz galten die Befreiungskämpfer:innen als Terrorist:innen – und dies in einem Land, das stolz ist auf seinen Befreiungskämpfer Wilhelm Tell. Ich wollte etwas tun, um dieses falsche Bild zu korrigieren.

Wir waren im Austausch mit Mitgliedern der Befreiungsbewegungen in Afrika und Europa und lasen und diskutierten ihre Texte. Ich bewunderte ihr Engagement: Frauen und Männer, sehr oft gut ausgebildet, hatten ihre guten und bequemen Jobs aufgegeben, um sich im afrikanischen Busch oder auf Reisen um die ganze Welt für die Befreiung ihres Landes einzusetzen. Die Vertreter:innen der Befreiungsbewegungen, die ich kennen lernte, waren sehr sympathische Personen. Viel Euphorie lag damals in der Luft: der Befreiungskampf war eine gerechte Sache, er würde siegen. Als dann die Unabhängigkeit gefeiert wurde, waren Freude und Genugtuung riesengross.

Nach der Unabhängigkeit der diversen Länder hoffte ich auf einen Entwicklungsschub in diesen Staaten und auf ein gutes Leben für deren Bevölkerungen. Nach den Anfangserfolgen und viel Zuversicht zeigten sich die Schwierigkeiten. Die eigene Wirtschaft war zu schwach, die internationalen Finanzinstitute und die multinationalen Firmen waren nicht bereit, einen eigenständigen Weg zu unterstützen. Hinzu kam die Unfähigkeit der herrschenden Eliten und die Zunahme der Repression gegen Andersdenkende. Das zu erleben war für mich sehr schmerzhaft. Hingegen trösteten mich heute die Tatkraft, die Innovation und die Kreativität der afrikanischen Zivilbevölkerung in ihrem schwierigen Umfeld. Sie machen Mut und bleiben uns ein Vorbild für ein sozialeres und genügsameres Dasein auf diesem Planeten.» ■

Ruedi Suter ist freier Journalist in Basel. Als Grundlage für diesen Beitrag dienten die schriftlichen Antworten der Komiteemitglieder auf Leitfragen von Elísio Macamo, Professor für Afrikastudien an der Universität Basel. Kontakt: ruedi.suter@mediaspace.ch.

Vom humanitären zum politischen Engagement

Entwicklungslinien seit 1945

Es besteht das nachvollziehbare Bedürfnis, den eigenen Aufbruch mit der Gründung des Afrika-Komitees im Jahr 1973 als Teil einer Bewegung zu verstehen, die sich grundsätzlich – und natürlich auch positiv – von der zuvor im Lande dominierenden Haltung abhob. Wie lässt sich, ausgehend von diesem angenommenen Gegensatz, die überwundene und zurückgelassene Zeit charakterisieren, fragt Georg Kreis im nachfolgenden Beitrag.

Naheliegender und weitgehend auch zutreffend ist die Vorstellung, dass in den 1950er/60er Jahren zufriedene Selbstbezogenheit vorherrschte, dass die Reduit-Mentalität der Kriegsjahre auch in der Nachkriegsära weiter praktiziert wurde, dass das Hauptinteresse der Hebung des nationalen Wohlstands galt, dass die aussenpolitische Doktrin zur Rechtfertigung der Neutralität zwar um die Maxime der Solidarität erweitert, aber bloss eng begrenzt umgesetzt wurde, dass die Schweiz weiterhin an ihrem Verständnis als internationaler Sonderfall festhielt und auf Distanz gegenüber der UNO blieb, und dass sie generell Mühe hatte, aussenpolitische Verbindlichkeiten einzugehen.

Zaghafte Öffnung

In den 1960er Jahren zeichnete sich in der schweizerischen Gesellschaft jedoch, sozusagen wegberreitend auch für «1973», eine doppelte Öffnung ab: einerseits gegenüber längst fälligen Gesellschaftsreformen (z.B. auf dem langen Weg zum Frauenstimmrecht) andererseits gegenüber der jenseits der Landesgrenzen liegenden Welt (z.B. mit der Hinwendung zum Europarat oder der politischen Uno). Ohne diese Öffnung klein erscheinen zu lassen, sei aber darauf hingewiesen, dass es natürlich schon «vorher» Kräfte gab, die sich für Öffnung einsetzten, wie es auch «nachher» weiterhin Kräfte gab, die dem entgegenwirken wollten.

Trotz der kleinstaatlichen und neutralistischen Tendenzen, sich gleichsam «vom Rest der Welt» abgrenzen zu wollen, gab es seit Beginn der Nachkriegsära ein waches Interesse an guten Aussenbeziehungen und auch an einer gewissen Präsenz in der «Dritten Welt». Einerseits gab es sie im privaten, wirtschaftlichen, kirchlichen und in wachsendem Mass auch im touristischen Sektor, und andererseits in der offiziellen bi- und multilateralen Politik. Bilateral agierte in den Jahren 1944 bis 1948 die Schweizer Spende als gemischtes, mit Bundesgeldern und Privatsammlungen finanziertes Unternehmen. Dies war ein Zusammenschluss von konfessionell und politisch unterschiedlichen Hilfswerken, die schon zuvor Auslandhilfe geleistet hatten. Die ad hoc-Organisation engagierte sich im Wiederaufbau des vom Krieg zerstörten Europa und bildete eine Vorstufe für die aussereuropäische Hilfe. Ihr Leiter, Rodolfo Olgiati, blieb allerdings erfolglos mit seinem Versuch, eine Nachfolgestiftung zu schaffen, die sich für den Abbau des Wohlstandsgefälles in der Welt einsetzte, und damit zugleich einen Mentalitätswandel im Schweizer Volk herbeizuführen, das er 1954 als zu verschlossen einstufte. Entwicklungsexperte Walter Renschler äusserte sich 1966 in ähnlicher Weise, als er postulierte, dass «Hilfe, die ferne Länder entwickeln soll, zugleich uns selbst entwickelt».

Obwohl die Schweiz gegenüber der politischen Uno auf Distanz blieb, beteiligte sie sich, wie von Bundesrat

F. T. Wahlen empfohlen, am multilateralen UN-Programm der «technischen Hilfe» für wirtschaftliche Entwicklung (EPTA) mit einer Million Franken. Erklärtermassen wollte man damit neue Absatzmärkte für die eigene Exportindustrie erschliessen.

Neutralität als Feigenblatt

Der fundamentale Vorgang der Dekolonisation mit der Entlassung 1960 von 18 afrikanischen Kolonien in die formelle Unabhängigkeit stellte die Schweiz vor die Frage, wie sie sich gegenüber diesen «jungen Staaten» verhalten, und wie sie sich zu den weitergehenden Bemühungen zur Überwindung des Kolonialismus einstellen soll. Diese Frage ist in der Literatur bisher nur punktuell angesprochen und nicht umfassend geklärt worden.

Die Schweiz konnte als neutrales und von kolonialer Vergangenheit scheinbar unbelastetes Land davon ausgehen, dass sie von den im Prinzip unabhängig gewordenen Ex-Kolonien nicht einem der beiden rivalisierenden Grosslager des Westens und des Ostens zugerechnet wurde, obwohl sie eindeutig Teil des Westens war. Alles in allem verfolgte die Schweiz nach den Regeln der Interessenwahrung eine auf Eigennutzen bedachte Aussenpolitik. 1965 gab sie den internationalen Erwartungen nach und beteiligte sich nach der einseitigen Unabhängigkeitserklärung des weissen Minderheitsregimes in Rhodesien (heute Zimbabwe) erstmals mit einer Minimalversion an einer Art von Sanktionsmassnahmen. Zuvor hatte sie einen solchen Schritt stets mit Hinweis auf die Neutralität abgelehnt. Obwohl von offizieller Seite untersagt und später auch gerichtlich geahndet, kennzeichnete der 1968 bekannt gewordene Export von Kriegsmaterial durch die Firma Bühle in das nigerianische Bürgerkriegsgebiet (Biafra) einen Teil der schweizerischen Beziehungen zu Afrika. Obwohl UN-Beschlüsse und insbesondere afrikanische Staaten eine schweizerische Beteiligung am Kampf gegen die in Südafrika praktizierte Apartheid erwarteten, weigerte sich die Schweiz, Sanktionen mitzutragen. Sie begnügte sich mit der Plafonierung des Kapitalexports und meinte genug beigetragen zu haben mit der allerdings schlecht überprüften Begrenzung des Handels auf den courant normal, der dafür sorgen sollte, dass Drittstaaten die Sanktionen nicht über die Schweiz umgingen.

Afrika nicht im Fokus

Die schweizerische Auslandhilfe hatte anfänglich nicht Afrika im Auge. Im Vordergrund standen Iran, Griechenland, Türkei. Ein Pilotversuch wurde in Nepal gestartet, in einem Land, das mit der Schweiz punkto Grösse, Klima und Topographie sowie Viehwirtschaft gewisse Ähnlichkeiten aufwies und, wie ebenfalls bemerkt wurde, in dem die USA noch nicht Fuss gefasst hatten. Andererseits war Antikommunismus generell



Georg Kreis ist emeritierter Professor für Neuere Allgemeine Geschichte und Geschichte der Schweiz an der Universität Basel. Soeben erschien sein Forschungsbericht «Blicke auf die koloniale Schweiz» (Chronos Verlag, Zürich 2023). Kontakt: georg.kreis@unibas.ch.

ebenfalls ein Motiv für Entwicklungshilfe. Subsahara-Afrika gelangte erst mit dem Näherrücken des afrikanischen Dekolonisationsprozesses ab 1957 verstärkt ins Blickfeld der schweizerischen Aussenpolitik.

1962 reiste Bundesrat Willy Spühler in seiner Eigenschaft als Schweizer Verkehrsminister zur Eröffnung einer neuen Swissair-Direktverbindung nach Ghana und Nigeria. Dies blieb in der kollektiven Erinnerung jedoch nicht haften. Als Spühler, jetzt Chef des Departements für Auswärtiges, 1969 eine private Reise nach Ruanda, Uganda und Kenya unternahm, wurde dies als sensationelle Premiere gefeiert: Erstmals überhaupt habe ein Mitglied der Landesregierung afrikanischen Boden betreten. Hervorgehoben wurde, dass Affen die Staatslimousine belagert hätten und ein Krokodil in gefährlicher Nähe zum hohen Gast aus der Schweiz gesichtet worden sei. Die Betonung des Animalischen war typisch für Afrikaberichte. Der zuständige Diplomat (Hans Karl Frey) bemerkte: «Die Tiere sind die Herren des Landes, der Mensch ist bloss Zaungast» (vgl. dodis.ch/C1668 und dodis.ch/50402).

Distanz zu den Blockfreien

Als neutraler Staat hatte die Schweiz im Lager der «Dritten Welt» zwar einen gewissen Bonus, aber sie war dennoch ein westlicher Neutraler und wollte der 1955 ins Leben gerufenen Bandung-Bewegung der Blockfreien gegenüber auf Distanz bleiben. 1961 wies sie Titos Einladung zur Teilnahme an der ersten Blockfreien-Konferenz schroff ab. Und noch 1973 nahm sie an der Konferenz von Algier nicht teil, weil sie ihre Neutralität nicht mit dem Neutralismus dieser Bewegung vermischt sehen wollte. Erst 1976 wagte sie eine Konferenzteilnahme als Gast in Colombo. Bundesrat Pierre Graber rechtfertigte dies vor dem Ständerat damit, dass man dem Beispiel anderer europäischer Neutraler (Österreich, Finnland, Schweden) folgen und den Eindruck vermeiden wollte, dass die Schweiz von ihrem reichen Podest aus überheblich auf die Probleme der Dritten Welt blicke. Zudem sprächen erhebliche wirtschaftliche Interessen für eine Teilnahme an solchen Konferenzen.

Imagination Afrikas

Die schweizerische Gesellschaft der 1950er Jahre war ansprechbar auf Vermittlungen, die ein archaisches und exotisches Afrika-Bild weitergaben. Das zeigen die Erfolge, die der Filmemacher und «Afrika-Kenner» René Gardi insbesondere mit seinem Buch von 1953 und dem Film «Mandara – Zauber der schwarzen Wildnis» (1960)

hatte. Den Kolonialismus ausblendend, präsentierte Gardi vor grossem Publikum Nordkamerun als makelloses Arkadien, er schwärmte vom einfachen Leben im afrikanischen Hochland und verglich es mit demjenigen der Schweizer Bergler. Ähnlichkeit mit der Schweiz wurde 1963 auch Ruanda attestiert, das als «Bergbauernrepublik» im Herzen Afrikas mit «arbeitsamen Menschen» als wirtschaftlich erfolgreicher, neutraler Kleinstaat zur «Schweiz Afrikas» werden könne.

Das 1955 gegründete «Schweizerische Hilfswerk für aussereuropäische Gebiete» (SHAG) erlebte einen beachtlichen Mitgliederzuwachs, von 77 im Gründungsjahr auf 12 500 im Jahr 1961. Es finanzierte Expertenreisen ins Ausland und Studienaufenthalte im Inland, was unter «technischer Hilfe» subsumiert und auch in der Meinung betrieben wurde, dass die Schweiz ein Vorbild für die «Dritte Welt» sei.

Aussen und Innen sind untrennbar

Die mit dem Aufbruch von «1968» eingetretene Aktivierung von Basisbewegungen hat auch zu einem verstärkten Engagement in der Unterstützung der «Dritten Welt» geführt, wie Monica Kalt in ihrer Dissertation zum schweizerischen Tiersmondismus, 2010 aufzeigte. Sichtbarste Gruppe wurde die «Erklärung von Bern» (seit 2016 «Public Eye»). Sie protestierte gegen die wachsenden Wohlstandsunterschiede zwischen der Ersten und der «Dritten Welt» und forderte die Beseitigung der Abhängigkeit der Entwicklungsländer von den Industrieländern. Indem sie eine Erhöhung der Entwicklungshilfezahlungen des Bundes forderte, blieb sie weitgehend auf dem traditionellen Kurs der nachholenden Modernisierung, die eine als hausgemacht verstandene Rückständigkeit überwinden sollte. Aber sie fand, verknüpft mit transnationalen Netzwerken, wenigstens ideell den Anschluss an das neu aufgekommene Problemverständnis, das gemäss der Dependenztheorie die Unterlegenheit der «Dritten Welt» als Konsequenz der fortgeführten Beherrschung durch die kapitalistischen Industrieländer verstand. Nach diesem Verständnis konnten «Aussen» und «Innen» schlecht getrennt werden und mussten vor allem die ungerechten Wirtschaftsbeziehungen und die neokoloniale Bevormundung der Entwicklungsländer beseitigt werden. Die Hilfe für das ferne Ausland wurde politischer und zielte, wie Manuel Schär 2009 feststellte, auf die Änderung der Wirtschaftsstrukturen und die politischen Machtverhältnisse im nahen eigenen Land – das heisst «bei uns».



Monica Kalt: Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität. Bern 2010 (Peter Lang).



Manuel Schär: Wie entwickeln wir die «Dritte Welt»? Kontinuitäten und Brüche im Entwicklungsverständnis um 1968 in der Schweiz. In: Janick Marina Schaufelbuehl (Hg.), 1968–1978. Ein bewegtes Jahrzehnt in der Schweiz. Zürich 2009 (Chronos Verlag). S.99–111.

Herausforderungen

Die Allianz der Blockfreien Staaten

**Ein Rückblick auf die einst einflussreiche Staaten-
gruppe des Globalen Südens von Susy Greuter.**

Ein Fluchtpunkt aus einem eurozentrischen Blickfeld war für die Nachkriegs-Generation die Bewegung der Blockfreien, die mit der Konferenz von Bandung (1955) und den Folgekonferenzen von sich reden machte. Sie war eine Manifestation von Staaten Asiens und Afrikas, welche nach demütigenden kolonialen Erfahrungen allmählich zu einer anti-kolonialen Allianz zusammenwuchsen, und bot den afrikanischen Novizen einen Kompass. Anti-Kolonialismus, Anti-Imperialismus und Anti-Rassismus waren die plakativen Zielsetzungen der Allianz, welche die Dekolonisierung aller Nationen forderte. Trotz grosser politischer Differenzen traten die jungen afrikanischen Nationen mit dem Erreichen der Unabhängigkeit alle dem 1961 formell gegründeten Non Aligned Movement (NAM) bei.

Eine zahlenmässig starke Allianz

Dieser Bund konnte zwar keine militärischen Sicherheiten bieten, aber sein schieres bevölkerungsmässiges Gewicht und seine strikte Ablehnung erneuter Einmischungen und militärischer Bündnisse erlaubte den meisten der jungen Nationen, den Kolonialmächten gänzlich oder – je nach Radikalität – mit gewissen Kompromissen die Türe zu weisen. Auch auf den militärischen Schutzschild einer der beiden rivalisierenden Weltmächte des Kalten Krieges konnte mit diesem Rückhalt vorerst verzichtet werden. Die nukleare Bedrohung des Weltfriedens war ein Angriffspunkt gegen diesen Machtkampf und Friedensforderung ein erhebliches Druckmittel der Allianz, die schon zu Beginn der 1960er Jahre die halbe Menschheit repräsentierte.

Mit unablässigem Agieren stellte aber insbesondere die USA die Trägerfiguren der Blockfreien unter den Generalverdacht, verkappte Kommunisten zu sein. Mit dem grossen Bedarf der jungen Nationen an Krediten und Ausrüstungsgütern für den Aufbau einer nationalen Wirtschaft blieb den Westmächten (in etwas geringerem Masse auch der UdSSR) jedoch ein mächtiger Hebel, der gegen Enteignungen eingesetzt wurde. Gegen Ende der 1960er Jahre einigte diese schmerzhaft Erfahrung die blockfreie Allianz erneut: Anlässlich der NAM-Konferenz von Lusaka (1970) wurde man sich der impliziten Entwertung der eigenen Ressourcen durch immer ungleicher werdende Handelsbedingungen bewusst. Wirtschafts- und Handelsgerechtigkeit wurden zur Forderung, mit welcher die inzwischen auf 53 Mitglieder angewachsene Allianz sich erneut mit *einer* Stimme gegenüber den Industriestaaten als «Dritte Welt» deklarierte. Um sich mehr Gehör zu verschaffen, wurde eine formelle Struktur mit Büros bei den Niederlassungen der Vereinten Nationen geschaffen.

Vereint gegen Unrechtsregime im südlichen Afrika

Diese dritte Konferenz des NAM 1970 in Lusaka bekräftigte die ursprünglichen programmatischen Absichten: In den portugiesischen Kolonien ebenso wie in Südafrika, Namibia und «Süd-Rhodesien» erstarkten Befreiungsbewegungen und hielten um die Unterstützung der

NAM an, zu deren Treffen ihre Anführer schon seit den 1960er-Jahren mit eingeladen waren. Die Blockfreien im Verein mit der Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) agierten in der Folge vor allem über die Vereinten Nationen (UN) zugunsten der Befreiungsbewegungen, die dort zunehmend Gehör fanden. Die bereits unabhängigen Nachbarn boten ihren Stosstruppen Schutz und Unterstützung, bei der Vorbereitung des bewaffneten Kampfes. Die Bedrohung durch Gegenmassnahmen hielten sich durch den Schutzschild der NAM in Grenzen: Der Westblock konnte sich, um seine Beziehungen zu NAM-Mitgliedern nicht zu beschädigen, nicht mehr für koloniale Verhältnisse einsetzen – Südafrika blieb vordergründig allein in seinen völkerrechtswidrigen und oft terroristischen Angriffen auf diese schutzbietenden Staaten. Ab 1973 war dank den blockfreien Staaten die Dekolonisierung und der Kampf gegen Apartheid ständiges Thema im UN-Sicherheitsrat. 1976 war Nigeria Gastgeber einer UN/OAU-Konferenz gegen die rassistischen Regimes, an welcher Sanktionen ausgesprochen wurden. Zugleich wurde 1978 zum Jahr gegen Apartheid ausgerufen und sowohl finanzielle als auch militärische Hilfe für die Befreiungsbewegungen gesprochen. 1986 fand, zeitgleich mit dem Zusammenschluss der «Frontline»-Staaten, das siebte Treffen der Blockfreien im inzwischen unabhängigen Zimbabwe statt, an der ein zusätzlicher Fonds der NAM für diesen Zweck verabschiedet wurde.

Orientierung auch für das Afrikakomitee

Angetrieben durch die OAU und die NAM hielt die UN diesen Druck unerschütterlich aufrecht, Sonderausschüsse für Namibia und gegen Apartheid wurden gebildet, bis sich schliesslich ab Mitte der 1980er-Jahre auch im Westen die politische Strömung gegen diese Herrschaftsform wendete.

Dabei spielten Basisbewegungen, zu der auch das Afrika-Komitee zählte, keine unerhebliche Rolle. War ihnen bereits das Theorem der wirtschaftlichen Dependenz der «Dritten Welt» und die Anklage des ungleichen Tausches geläufig, und hatte dies zu breiten, populären Kampagnen geführt, so brachte die menschenrechtliche Grundlage der Anti-Apartheid-Bewegung eine noch weiter gefasste Bewegung in Gang. Das Afrika-Bulletin diente ab 1976 als ihr Publikationsorgan. 1987 veranstaltete das Afrika-Komitee eine Konferenz zur Unterstützung der Frontstaaten, an der Vertreter von Angola, Zimbabwe und Mozambique sprachen. ■



Susy Greuter ist Sozialanthropologin mit langjähriger Afrikaerfahrung und Mitglied des Afrika-Komitees.
Kontakt: susy.greuter@sunrise.ch.

Schwierige Fragen

Der Umgang mit dem Gukurahundi

Wenn ein Kollektiv auf seine Geschichte zurückblickt, stellt sich auch die Frage, wo es möglicherweise gefehlt hat, es versäumt hat, adäquat zu reagieren. Für diejenigen, die in der Zimbabwe-Solidarität aktiv waren, trifft dies für die als «Gukurahundi» bekannten Massaker in Matabeleland 1983 bis 1987 zu. Barbara Müller versucht eine Einordnung.

Es begann im Februar 1981 in Entumbane bei Bulawayo mit bewaffneten Zusammenstössen zwischen Guerrillaeinheiten der ZIPRA (dem militärischen Flügel der ZAPU unter Joshua Nkomo) und der ZANLA (dem militärischen Flügel der ZANU unter Robert Mugabe), in Wartstellung für ihre Integration in die Regierungstruppen. Die Rebellion wurde von der Armee niedergeschlagen – mehrere hundert Tote blieben zurück. Daraufhin desertierte eine grosse Anzahl bereits integrierter, bewaffneter ZIPRA-Soldaten. Mugabe holte nordkoreanische Instrukturen ins Land, welche eine Spezialeinheit ausbildeten – die berühmte 5. Brigade. 1982 wurden auf der ZAPU gehörenden Farmen Waffenverstecke gefunden, woraufhin Mugabe Joshua Nkomo und zwei weitere der ZAPU angehörende Minister aus dem Kabinett entliess. Zur Niederschlagung der «Dissidenten» entsandte Mugabe daraufhin die 5. Brigade in die Provinzen Matabeleland und Midlands, wo sie während fünf Jahren Angst und Schrecken unter der Zivilbevölkerung verbreiteten, die pauschal der Unterstützung von Dissidenten verdächtigt wurde. Schätzungen gehen davon aus, dass dem Terror der 5. Brigade 20 000 Menschen zum Opfer fielen.

Unterdrückte Berichterstattung – unterschiedlich motiviert

Der noch junge zimbabwische Staat war noch nicht gefestigt, ebenso die nationale Armee, die aus drei disparaten Komponenten gebildet werden sollte: der rhodesischen Armee, den ZIPRA- und ZANLA-Einheiten. Das benachbarte Südafrika verfolgte das deklarierte Ziel, den neuen Staat – wie in den Nachbarländern – zu destabilisieren, mit Terroranschlägen, versteckter Sabotage und durch Förderung von dissidenten Kräften. In Zimbabwe wurden Berichte über die Vorgänge im Süden unterdrückt und gelangten kaum an die Öffentlichkeit, weder im Land selbst noch im Ausland. Die New York Times weigerte sich, Berichte über die Massaker abzu drucken, mit der Begründung, dass dadurch Südafrika in die Hände gespielt würde. Erst 1997 wurde der umfassende Bericht der katholischen Justice and Peace Kommission veröffentlicht. Er führte jedoch weder zu einer umfassenden staatlichen Untersuchung, noch wurden die Verantwortlichen – darunter an erster Stelle der gegenwärtige Staatspräsident Emmerson Mnangagwa – zur Rechenschaft gezogen. Ebenso wenig wurden die Opfer rehabilitiert oder gar entschädigt. Wie eine schwärende Wunde vergiftet der Gukurahundi weiterhin die Beziehungen zwischen den betroffenen Regionen und der Zentralregierung.

Wie hat das Komitee über diese Ereignisse berichtet? 1982 und 1983 werden Überfälle durch «Dissidenten» und Renamo-Einheiten im Grenzgebiet zu Mozam-

bique mehrmals als Problem für den Aufbau genannt. Diese sprengten Hochspannungsleitungen, entführten Tourist:innen, töteten Farmer:innen. Es wird auf die wahrscheinliche Unterstützung Südafrikas für diese Sabotageakte hingewiesen, das sich dazu auch vormals rhodesischer Soldaten bediente. Unter dem Titel «Dissidenten stören den nationalen Aufbau» schreibt das Bulletin im Mai 1983, «Dass es zu Übergriffen des Militärs in Matabeleland gekommen ist, scheint mir durchaus möglich. Etwas das zweifellos alle Freunde Zimbabwes mit grosser Bestürzung erfüllt.» Das Bulletin berichtet auch darüber, dass aufgrund der Überfälle an der Grenze zu Südafrika und Botswana eine «einschränkende Ausgangssperre» verhängt werden musste, und dass ausländische Besucher verschiedenen Gebiete nicht besuchen durften.

Zaghafte Positionierung des Komitees

Auf einen Bericht von Amnesty International, der über Folter und willkürliche Verhaftung politischer Gegner berichtet, geht das Bulletin im März 1986 ein und kritisiert die neuerliche Verlängerung der Notstandsgesetze, die das «gewaltsame Eingreifen im Kampf gegen Dissidenten» ermöglicht. «Wir bezweifeln, dass die Regierung mit gezielter Systematik die Folter als Bestandteil ihrer Politik einsetzt, dennoch ist es eine traurige Tatsache, dass Folter in Zimbabwe zur politischen Realität gehört und in Auseinandersetzungen der Regierung mit politisch Andersdenkenden nicht auf Gewalt verzichtet wird.»

1984 verabschiedete der erste Parteikongress der ZANU nach der Unabhängigkeit das Ziel eines Einparteiensstaates mit der Begründung, dadurch die Einheit im Land zu stärken. Es begannen Verhandlungen mit der ZAPU, die 1987 zum Zusammenschluss der beiden Parteien führten. Beides wurde vom Afrika-Komitee begrüsst.

Aus heutiger Sicht ist offensichtlich, dass das Ausmass der in dieser Zeit begangenen Menschenrechtsverletzungen nicht erkannt wurde und, dass es Hemmnisse gab, die junge Regierung im Chor mit ihren westlichen Kritiker:innen anzugreifen. Zudem waren verifizierbare Informationen über die Massaker damals von der Schweiz aus nur schwer zugänglich, und persönliche Kontakte bestanden vorwiegend zur Regierungspartei. Das Afrika-Komitee sah seine Aufgabe darin, mit seinen Informationen die auf negative Meldungen fokussierten Mainstreammedien zu ergänzen. Es war bestrebt, die gefährdete Sicherheitslage Zimbabwes aufzuzeigen und auf die durchaus realen Errungenschaften des Aufbaus hinzuweisen. Menschenrechtsfragen wurden dem übergeordneten Ziel, das Apartheidregime zu Fall zu bringen, untergeordnet. ■



Barbara Müller ist langjähriges Mitglied des Afrika-Komitees. Die Ethnologin ist Doktorandin am Zentrum für Afrikastudien. Kontakt: ba.muellerfrei@gmail.com.

Eritrea

Ein halbes Jahrhundert im Fokus des Komitees

Schon vor der Gründung des Afrika-Komitees bestanden Beziehungen zur «Eritrean Liberation Front», die seit Beginn der Sechzigerjahre gegen den Zwangsanschluss Eritreas an Äthiopien kämpfte. Zudem kam es zu Kontakten mit äthiopischen Studierenden, die sich gegen die absolutistische Herrschaft des greisen äthiopischen Kaisers Haile Selassie auflehnten. Ein Rückblick auf das Engagement des Afrika-Komitees am Horn von Afrika von Hans-Ulrich Stauffer.

Mit der grossen Hungersnot in Äthiopien von 1974 kam es zu Aufständen der leidenden Bevölkerung. Die Regierung reagierte mit harter Repression. Nach zwei Broschüren – 1973 zur skandalösen Teilnahme Portugals am Comptoir Suisse in Lausanne und 1974 zur Proklamation der Unabhängigkeit in Guinea-Bissau durch die siegreiche Befreiungsbewegung PAIGC – erschien im gleichen Jahr eine weitere Broschüre mit dem Titel «Äthiopien–Eritrea: Der Kampf der Völker gegen Hunger, Feudalismus und Fremdherrschaft». Dies war der Beginn der über ein halbes Jahrhundert anhaltenden Beschäftigung mit Äthiopien und Eritrea.

Äthiopien nach Haile Selassie

Mit dem Sturz des Kaisers und der Machtübernahme durch eine Militärjunta mit vorgeblich sozialistischer Ausrichtung schien eine Wende zum Besseren möglich. Doch schon im September 1977 stellte das Komitee in einem längeren Artikel im Afrika-Bulletin fest, dass der Erfolg der Volksbewegung, welche zum Sturz der Kaiserherrschaft geführt hatte, durch die Militärjunta usurpiert wurde: «Im Namen eines äthiopischen Sozialismus verübt diese Junta die grausamsten Verbrechen gegenüber der Bevölkerung.» Politische und militärische Unterstützung erhielt die Militärjunta durch die Sowjetunion und ihre Verbündeten.

Für Eritrea brachte der Umschwung in Äthiopien jedoch keine Wende. Vielmehr wurde der Kampf gegen die Befreiungsbewegung intensiviert. «Nun stellt sich die Sowjetunion auf die Seite der Unterdrücker» wurde im Afrika-Bulletin festgestellt. Damit wurde eine Position bezogen, die sich deutlich von derjenigen anderer Organisationen unterschied. Während diese dem «äthiopischen Sozialismus» viel Verständnis entgegenbrachten, verurteilte das Afrika-Komitee die Einmischung der UdSSR und ihrer Satelliten. Nunmehr regelmässig befasste sich das Komitee mit der Entwicklung des Befreiungskampfes in Eritrea und festigte die Beziehungen zur mittlerweile führenden «Volksbefreiungsfront von Eritrea» (EPLF).

1978 stand ein Grossteil des ländlichen Eritreas unter Kontrolle der beiden Befreiungsbewegungen ELF und EPLF. Lediglich die Städte Asmara, Massawa, Barentu und Adi Quala wurden noch von Äthiopien kontrolliert. Mit massiven Waffenlieferungen aus der Sowjetunion lancierte dieses nun einen Angriff. «Sowjetische Aggression in Eritrea» betitelte das Afrika-Bulletin einen Artikel im Februar 1979. Die Einheiten der Eritreer begannen ihren strategischen Rückzug und igelten sich im Sahelgebirge ein.

Intensivierte Beziehungen mit der EPLF

Die Beziehungen zwischen dem Komitee und der Befreiungsfront EPLF wurden vertieft. Das Komitee wurde an das jährliche Bologna-Festival eingeladen, zu dem Tausende Eritreer:innen aus ganz Europa strömten und Spitzenvertreter:innen «from the field» – aus der Guerilla – anwesend waren. Zur finanziellen Unterstützung wurden Standaktionen, Filmvorführungen und Informationsabende durchgeführt. Mit dem «Schweizerischen Unterstützungskomitee für Eritrea» (SUK) und der «Vereinigung Schweiz–Eritrea» entwickelte sich eine enge Zusammenarbeit, die zu gemeinsamen Sammelaktionen und ab 1983 während Jahren zur gemeinsamen Herausgabe des «Eritrea-Bulletin» führten.

Aufgrund einer Dürreperiode zeichnete sich 1984 am Horn von Afrika wiederum eine Hungersnot ab. Das Komitee lancierte die Kampagne «40 Tonnen Durrah für Eritrea» mit einem Spendenziel von CHF 15 000. Es waren CHF 27 000, die schliesslich der *Eritrean Relief Association (ERA)* überwiesen werden konnten. Weitere Unterstützungskampagnen folgten.

1988 begann sich das Blatt zu wenden: Die Volksbefreiungsfront konnte die Initiative übernehmen und die äthiopische Armee immer weiter zurückdrängen. Am 24. Mai 1991 marschierte die Befreiungsfront in Asmara ein, die geschlagene äthiopische Armee zog sich aus Eritrea zurück.

Projekthilfe des Afrika-Komitees

Nach dem Kriegsende unterstützte das Komitee verschiedene Entwicklungsprojekte, teilweise mit namhaften Beiträgen des Kantons Basel-Stadt. In der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Eritrea und Äthiopien. 1998 kam es zum zweijährigen Grenzkonflikt um den Marktflecken von Badme. Das Urteil des Schiedsgerichts, dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag, wurde jedoch von Äthiopien nicht anerkannt. Während knapp zwei Jahrzehnten herrschte ein Zustand von «weder Krieg – noch Frieden» zwischen den beiden Ländern.

Das Komitee verfolgt die Entwicklung, einerseits medial, andererseits durch Besuche im Land. Die in dieser Zeit erfolgte innenpolitische Verhärtung wird kritisiert. Die eritreische Haltung im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine stösst auf Unverständnis.

Andererseits werden die unbestreitbaren Errungenschaften im Gesundheits- und Erziehungswesen sowie in der Wirtschaft wahrgenommen. Der eritreische Weg, das Land und die Gesellschaft möglichst unabhängig von internationalen Geldgebern zu entwickeln, wird aufmerksam verfolgt. ■



Hans-Ulrich Stauffer ist Gründungsmitglied des Afrika-Komitees. Er hat Eritrea mehrfach besucht und das Buch «Eritrea – der zweite Blick» verfasst (Rotpunkt-Verlag, 2. Auflage 2020).

Antonio Pires im Gespräch

Ein Leben für die Unabhängigkeit

Antonio Pires kam als politischer Flüchtling in die Schweiz, engagierte sich im Auftrag der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau und Kapverde auch im Afrika-Komitee und wurde später kapverdischer Spitzendiplomat und Botschafter. Im Gespräch mit Hans-Ulrich Stauffer blickt er auf ein ausserordentliches Leben zurück.

Weshalb kamst Du in die Schweiz?

Die damalige Gesetzgebung bestimmte, dass niemand, der älter als 18 Jahre war, das Land ohne Bewilligung verlassen darf. Erwachsene wurden eingezogen und im Kolonialkrieg in Angola eingesetzt. Ich hatte mich gegen die portugiesische Kolonialherrschaft engagiert und stand deshalb als Nummer 3 auf einer Liste der PIDE, der portugiesischen Geheimpolizei. Sie suchte mich. Mir wurde geraten, Kapverde zu verlassen, was möglich war, weil ich noch nicht 18 Jahre alt war. Über Lissabon kam ich im August 1964 nach Genf. Hier begegnete ich afrikanischen Student:innen, die Verbindun-



oben:
Pires spricht an einer
Solidaritätsveranstaltung
in Heidelberg (Foto z.V.g.)

unten:
Antonio Pires zu Besuch
beim Papst; in der
Bildmitte Staatspräsident
Aristides Pereira (Foto
z.V.g.).



gen zu den Befreiungsbewegungen von Angola (MPLA) und von Mozambique (Frelimo) hatten. Über sie kam ich in Kontakt mit der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau und Kapverde, PAIGC, die ihr Hauptquartier in Conakry hatte. Im September 1964 wurde ich Mitglied der PAIGC.

Wie ging es dann weiter?

In Sion im Wallis absolvierte ich eine Ausbildung in der kantonalen Landwirtschaftsschule, die ich später in Bern weiterführte. Ich war mittlerweile als politischer Flüchtling anerkannt. In Bern kam ich in Kontakt mit Mitgliedern der Arbeitsgruppe Dritte Welt, namentlich mit Rudolf Strahm. Diese Gruppe war sehr aktiv. Über Strahm kam ich mit Jean Ziegler und Pierre Aubert ins Gespräch. Ziegler spielte eine enorm wichtige Rolle für die Befreiungsbewegungen. Meine Bekanntschaft mit Pierre Aubert erleichterte mir später, als er Aussenminister der Schweiz und ich Botschafter von Kapverde war, den Zugang zur offiziellen Schweiz.

Dann kamst Du nach Basel.

Ich schrieb mich am Tropeninstitut ein. Professor Geigy war anfänglich skeptisch und wollte sich erst von meinen Fähigkeiten überzeugen. Ich musste vor der definitiven Zulassung nach drei Monaten eine Aufnahmeprüfung ablegen. Ich beendete die Ausbildung als diplomierter Tropen-Agronom. In Basel kam ich in Kontakt mit Zola Sonkosi, der dem südafrikanischen ANC angehörte.

Nach dieser Ausbildung bereitete ich meine Übersiedlung nach Conakry vor, wo ich für die PAIGC arbeiten wollte. Doch Amilcar Cabral forderte mich auf, nach Europa zurückzukehren, dort über den Befreiungskampf zu informieren und materielle Unterstützung zu organisieren. Über unseren Kampf wie auch die Befreiungskämpfe in Angola und Mozambique war nicht viel bekannt. Er stand im Schatten des Vietnam-Krieges. Unsere Botschaft war, dass sich unser Kampf nicht gegen das portugiesische Volk richte, sondern gegen den portugiesischen Faschismus.

So kamst Du wieder nach Europa zurück.

Was geschah dann?

Ich konnte an die bereits bestehenden Kontakte anknüpfen. Ich war in verschiedenen Solidaritätsorganisationen aktiv. Wir sandten Medikamente und Schulmaterial nach Guinea und organisierten die kapverdischen Emigranten in Basel und Mülhausen im Elsass. In diese Zeit fällt mein Kontakt mit dem Afrika-Komitee. An einer Informationsveranstaltung sprach ich als Vertreter der PAIGC.

Später ging ich nach Deutschland, wo ich Kontakt zu den Jusos, zur SPD und zur Friedlich-Ebert-Stiftung aufnahm. Mit zahlreichen Afrika-Komitees stand ich in engem Kontakt, so beispielsweise mit demjenigen in Heidelberg. In Göttingen absolvierte ich ein Nachdiplomstudium und kam mit Gerhard Schröder in Kontakt, mit dem ich zumindest den Kühlschrank teilte. Die SPD unter Willy Brandt war mit offiziellen Kontakten zu Befreiungsbewegungen vorsichtig. Kontakte liefen vielmehr über die Friedrich-Ebert-Stiftung. Von dieser wurde ich in Bonn zusammen mit Sam Nujoma, dem Führer der SWAPO von Namibia, empfangen.

Doch dann brachen die Kontakte ab.

Guinea-Bissau hatte bereits am 24. September 1973, also noch vor der Nelkenrevolution, einseitig die Unabhängigkeit ausgerufen. Nach der Nelkenrevolution vom April 1974 kam es in London zu Gesprächen mit Portu-

gal über die Anerkennung der Unabhängigkeit aller portugiesischen Kolonien. Spinola, der damals Staatspräsident war, wollte die Unabhängigkeit von Guinea anerkennen, doch nicht jene von Kapverde. Pedro Pires, der Commandante der PAIGC, verweigerte diesen Deal und die Verhandlung platzte. Die PAIGC baute danach in Guinea militärischen Druck auf die verbliebenen portugiesischen Garnisonen auf. Erst in der zweiten Gesprächsrunde, die nunmehr in Lissabon stattfand, gab Spinola seinen Widerstand gegen die Unabhängigkeit auf.

Ich bin dann sofort mit Pedro Pires nach Kapverde gereist; nach zehn Jahren war das mein erster Besuch in der Heimat. Wir mussten feststellen, dass nach Jahren der Trockenheit die Nahrungsmittelvorräte gerade noch für drei Monate ausreichten. Ich wurde beauftragt, sofort nach Europa zurückzukehren, um die Nahrungsmittelhilfe zu organisieren. Der jungen Regierung gelang es so, eine Hungersnot zu verhindern.

Anschliessend wurde ich mit dem Aufbau des Landwirtschaftsministeriums beauftragt und verantwortlich für die Umsetzung des «Food for Work»-Programms. Die Nahrungsmittel wurden nicht gratis abgegeben, die Leute wurden zu entlohnter Arbeit angehalten und konnten so wiederum Nahrungsmittel kaufen. Das Programm war ein voller Erfolg: In zehn Jahren wurden 85 000 Hektar Land aufgeforstet, zahlreiche Strassen gebaut, kilometerweise Hänge terrassiert.

1983 schliesslich wurde ich nach Rom geschickt, wo ich bei der Welternährungsorganisation akkreditiert war und von wo aus ich als Botschafter Kapverde in mehreren westeuropäischen Staaten vertrat. So schloss sich der Kreis und ich traf meinen alten Freund, Bundesrat Pierre Aubert, als schweizerischen Aussenminister wieder.

GUINEA-BISSAU: EIN VOLK ERKÄMPFT SEINE UNABHÄNGIGKEIT



AFRIKAKOMITEE BASEL

Antonio Rodrigues Pires, 1946, war nach seiner Ausbildung zum Diplomagnomen in verschiedenen Funktionen für die UNO, die FAO und andere Organisationen tätig. Von 1981 bis 1996 war er Botschafter der Republik Kapverde für die Schweiz und andere westeuropäische Staaten. Er trägt die Auszeichnung «Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes». Das Gespräch führte Hans-Ulrich Stauffer.

Die zweite vom Afrika-Komitee herausgegebene Broschüre befasste sich 1974 mit dem Befreiungskampf der PAIGC in Guinea-Bissau.

Veranstaltungshinweis

Amílcar Cabral: Leben und Werk des Denkers und Revolutionärs

1973 wurde Amílcar Cabral, der Führer der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau und den Kapverden (PAIGC) ermordet. Gibt es Gründe, sich ein halbes Jahrhundert später mit seinem Leben und Werk zu befassen? In der vom Afrika-Komitee Basel herausgegebenen Publikation geht Hans-Ulrich Stauffer auf das theoretische Werk von Amílcar Cabral ein. Sieben ausgewählte Texte belegen das Wirken von Cabral. Diese Werke sind ein eindrückliches Vermächtnis und zeugen von der überragenden Bedeutung

Cabral in der Geschichte des antikolonialen Befreiungskampfes. Aktivist:innen, die heute unterdrückerte Systeme bekämpfen, beziehen sich immer wieder auf die Schriften von Cabral, in denen er auch vor der Degeneration der Befreiungsorganisationen warnte.

**Stefan Howald im Gespräch mit
Hans-Ulrich Stauffer**
Donnerstag, 21. September 2023, 19 Uhr
Bücherraum f, Jungstrasse 9,
8050 Zürich-Seebach

Wieder-Aufbau konkret

Als Kooperantin in Mozambique

Über ihr Engagement im Afrika-Komitee und dessen direkte Kontakte mit der Befreiungsbewegung und späteren Regierungspartei Frelimo, kam Elisa Fuchs zu einer Anstellung im mosambikanischen Erziehungsministerium und zur einmaligen Erfahrung, beim Aufbau eines neuen Bildungssystems mitzuarbeiten. Dabei erlebte sie die Aufbruchstimmung und auch die ersten Desillusionierungen im unabhängigen Mozambique hautnah mit.

Es war nicht mein erster Aufenthalt in Afrika. Als ich Anfang 1974 zum Afrika-Komitee stiess, hatte ich schon ein Jahr in Mbalmayo als Gymnasiallehrerin gearbeitet. Und so sehr mich das Leben in der kamerunischen Kleinstadt, die Kontakte mit den lokalen Kolleg:innen und die reiche Kultur des Landes begeistert hatten, so schockiert war ich über das neo-koloniale Setting, in dem das Land unter dem von den Franzosen gestützten Präsidenten Ahidjo verharrte.

Gerade darum faszinierte mich der Ansatz der Befreiungsbewegung Frelimo, die nicht nur für die Unabhängigkeit Mozambiques kämpfte, sondern für eine vollständige Überwindung der kolonialen Strukturen eintrat, für eine Gesellschaft, die allen Menschen Zugang zu Bildung, Gesundheit und wirtschaftlichem Wohlergehen bieten sollte. Sollte ich je nach Afrika zurückkehren, dann nach Mozambique. Dazu kam es dann schneller als gedacht. Eine wichtige Rolle dabei spielte Helder Martins, der erste Gesundheitsminister Mozambiques, der eine Zeitlang in Basel gelebt hatte und gute Kontakte zum Afrika-Komitee pflegte.

der Zusammenarbeit mit den Ländern des Ostblocks rekrutierte Mozambique deshalb auch Kooperant:innen in den westlichen Ländern. Als Vermittler dienten die dortigen Solidaritätsorganisationen. Denn gesucht waren nicht einfach technische Expert:innen, sondern Fachkräfte, die bereit waren, die Frelimo in ihrer Entwicklungsstrategie zu unterstützen. Die Kooperant:innen wurden direkt von den verschiedenen Ministerien angestellt, zu Bedingungen, die sich kaum von jenen der lokalen Fachkräfte unterschieden.

«Mozambique – zona libertada da humanidade» – die befreite Zone der Menschheit verhiess das Transparent am Flughafen Maputo. Doch der Einstieg war hart. Von den ersten Wochen in einer heruntergekommenen Pension über provisorische Unterkünfte dauerte es mehr als ein halbes Jahr, bis wir eine Wohnung beziehen konnten. Und während mein Partner Hans sofort seine Arbeit als Leiter der Druckerei des Gesundheitsministeriums – die anfangs aus ein paar Kopiermaschinen bestand – aufnehmen konnte, gab es vom «Nationalen Sprachinstitut», in dem ich arbeiten sollte, nicht viel mehr als ein paar Räume in einer ehemaligen portugiesischen Privatschule. Doch nach einiger Zeit wurde Hans beauftragt, eine neue, moderne Druckerei einzurichten, ich wurde zur pädagogischen Verantwortlichen für den Französischunterricht erklärt, was die Entwicklung neuer Lehrmittel einschloss.

Demokratische Prozesse

Wir Unterrichtenden entwickelten sozusagen von Woche zu Woche die Inhalte und Methoden des Unterrichts, tauschten uns über unsere Erfahrungen und didaktische Techniken aus, besuchten uns gegenseitig in den Lektionen. Wichtige Entscheide wurden an Vollversammlungen diskutiert. Diese kooperative Arbeitsorganisation, die gemeinsam getragene Verantwortung, fand ich demokratischer als alles, was ich bisher erlebt hatte – auch wenn das politische System nicht den europäischen Vorstellungen von Demokratie entsprach.

Die ersten Jahre nach der Unabhängigkeit waren sehr stark von der Idee eines partizipativen Sozialismus geprägt mit dem direkten Ziel, die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern. So führte etwa der Transportminister mit den Angestellten aller Sektoren des Transportwesens Meetings durch, um zu definieren, wie die ganze Struktur dekolonisiert und neu organisiert werden konnte. Wir jungen Kooperant:innen – die meisten hatten nach der Ausbildung nur wenige Jahre Berufserfahrung gesammelt – waren mitten drin in diesen Prozessen, und oft wurden uns Aufgaben übertragen, die grosse Herausforderungen darstellten. Wir galten nicht in erster Linie als Ausländer:innen, sondern als engagierte junge Menschen, die ihr komfortables Leben in Europa verlassen hatten, um Mozambique beim Aufbau zu unterstützen.

Kooperant:innen füllen die Lücken

Nach der Unabhängigkeit fehlte es Mozambique dramatisch an Fachkräften für den Aufbau des Landes. Die Analphabetenquote überstieg 90 Prozent, an der 1962 gegründeten Universität Lourenço Marques gab es nur eine Handvoll mosambikanischer Studierender. Dazu kam der massive Exodus der Portugiesen, die fast alle Posten in der Administration, den Betrieben und den öffentlichen Einrichtungen besetzt hatten. Es fehlte an Ärztinnen, Agronomen, Juristinnen und Pädagogen. Neben



Beflügelnde aber auch ambivalente Erfahrungen

Wir arbeiteten viel und mit Begeisterung, besuchten am Samstagnachmittag Landwirtschaftskooperativen in den Grünen Zonen der Stadt, pflegten den Kontakt mit der Frauenorganisation OMM. Nach der Aufbruchstimmung der ersten Jahre wurden aber auch zunehmend Risse und Brüche sichtbar. Dass die Versorgung immer schwieriger wurde, hatte nicht nur mit den Dürren und den Attacken der Widerstandsbewegung Renamo zu tun, sondern auch mit der Landwirtschaftspolitik, mit einer Planwirtschaft nach sowjetischem Muster, die es leichter machte, eine neue Erntemaschine zu beschaffen als eine Schraube für einen defekten Traktor. Der Wunsch, alles neu und besser zu machen, einen «neuen Menschen» zu schaffen, ging oft einher mit der Missachtung von bestehendem Wissen und traditionellen Strukturen. Die 1983 lancierte «Operação Produção», die «unproduktive» Personen von der Stadt aufs Land zurückverfrachtete, weckte – bei allem Verständnis für die schwierige Situation in den Städten – ungute Gefühle.

Die Pläne waren hochfliegend, die Voraussetzungen äusserst schwierig, die Gegenkräfte – der benachbarte Apartheidstaat, die internationale Finanzwirtschaft – mächtig. Doch es war eine Zeit des breiten, konstruktiven gemeinsamen Engagements für eine bessere Zukunft. Und es ist sicher kein Zufall, wenn mosambikanische Rapper heute wieder die «Zeit Samoras» beschwören, als eine Zeit der Ehrlichkeit, in der das gemeinsame Interesse über dem persönlichen stand und daran gearbeitet wurde, die sozialen Unterschiede zu verringern. ■



Elisa Fuchs im Gespräch mit Mitarbeitenden (Foto z.V.g.).

Elisa Fuchs ist Romanistin und Erziehungswissenschaftlerin. Sie promovierte mit einer Studie zu Alphabetisierung in Mozambique und Kapverde. Von 1979 bis 1986 arbeitete sie in Mozambique. Kontakt: elisa.fuchs@sunrise.ch



Die Erfahrungen von 15 internationalen Kooperantinnen hat Elisa Fuchs 2014 in Buchform publiziert.

Afrikanische Kultur

Waren wir unbewusste Pioniere?

An den mannigfachen Anlässen des Afrika-Komitees kamen nicht nur Repräsentant:innen der Befreiungsbewegungen zu Wort, sondern wurde von Anbeginn auch afrikanische Kultur präsentiert. Gertrud Baud pickt einige Höhepunkte heraus.

In den 1970er Jahren gab es im Basler Strassenbild kaum afrikanische Personen. Kunst aus Afrika war bis weit in die 1990er Jahre praktisch unbekannt. Als Mitte der 1970er Jahre ein ugandisches Paar bei uns zu Gast war, klingelten die Kinder aus der Nachbarschaft und fragten, ob sie die Afrikanerin (sie verwendeten allerdings ein anderes Wort) sehen dürften. Bei Zugfahrten wurde das Paar gefragt, ob man sie berühren dürfe – anschliessend wurde kontrolliert, ob die Finger schwarz geworden seien. In diesem Umfeld begann das Afrika-Komitee, afrikanische Kunst zu präsentieren, Musik, Literatur, Bildhauerei, Malerei, Filme, Theater, Kochen.

African Nights im Hirschenneck

Im Juni 1983 begann das Afrika-Komitee mit der Durchführung einer «African Night Disco» im Restaurant Hirschenneck in Basel. Anfänglich bewegte sich keine Person – zu ungewohnt war der Rhythmus, zu ungewohnt klang die Musik, und wir fragten uns schon, ob der Anlass ein Flopp würde. Erst nach einigem Zögern begannen sich die Leute zu bewegen, die Tanzfläche füllte sich, Euphorie lag in der Luft. Gegen Ende dampfte es im Raum und Wasser tropfte von der Decke. Die Disco wurde einige Male wiederholt.

Kochen wie in Afrika

Unter dem Motto «Kochen wie in Afrika» führte das Afrika-Komitee im März 1984 erstmals mit dem kapverdischen Koch Jose Monteiro einen Kochkurs durch. Der Kurs wurde im April 1985 wiederholt und anschliessend weiter ausgebaut. 1990 wurden drei Kurse angeboten, je einer für zimbabwische, kapverdische und eritreische Küche. Auf dem Speisezettel standen für damalige Zeiten so exotische Gerichte wie Kichererbsensalat, Stockfisch an Senfsauce mit Nudeln, Ziegenspieße mit Papayacreme und gebratener Reis mit Erdnussauce. Viel Gelächter erntete das Komitee-Mitglied, das den Stockfisch drei Tage in der Badewanne wässern musste und während dieser Zeit in der entsprechenden Geruchswolke lebte. Die Kochkurse legten die Basis für das 1993 erschienene Kochbuch «Afrikanisch kochen – 100 Rezepte aus Afrika», das sich zu einem Longseller entwickelte, mehrmals neu aufgelegt wurde und immer noch erhältlich ist.

Musikveranstaltungen

Afrikanische Musik klang ungewohnt, stiess aber auf ein interessiertes Publikum. Im Dezember 1977 fand ein Konzert mit der saharaouischen Kulturgruppe «Chahid El Ouali» statt, an dem 200 Personen anwesend waren. Im Interview mit dem Afrika-Bulletin betonten die Künstler:innen, ihre Musik sei ein Beitrag zur Revolution und zur Befreiung des Volkes. Die Musik sei ein gutes Mittel, das Volk zu mobilisieren. Traditionelle Lieder würden

im Kampf eine neue Bedeutung erhalten und neue Lieder und Tänze entstehen, die den Widerstand gegen den Feind darstellten.

Im Rahmen der Südafrika-Boycottwochen trat im Sommer 1980 die Gruppe «Sounds of Soweto» an vier Orten auf, darunter in Basel. 300 Personen waren begeistert. 1981 trat der Jazzpianist Dollar Brand, heute Abdullah Ibrahim, vor 600 begeisterten Zuhörer:innen im Gundeldinger Casino auf. Brand lebte damals im Exil, bekannte sich zum ANC und träumte davon, bei der Unabhängigkeitsfeier eine Befreiungsoper mit Musik, Tanz und Erzählungen aufzuführen.

Im April 1985 trat der zimbabwische Mbira-Spieler (Daumenklavier) und Tänzer David Gweshe mit seiner Band im Atlantis auf. Im Interview mit dem Afrika-Bulletin wies er auf die völlig anderen Kulturen und Lebensweisen hier und in Afrika hin. Er habe sich gefragt, wie die Zuhörer:innen auf seine Kunst reagieren würden und meinte, «nach zwei, drei Konzerten habe ich meinen Weg gefunden, wie ich meine Musik vermitteln kann. Obwohl ja die Kulturen so verschieden sind, hatte ich keine Schwierigkeiten.»

Ein grosses Ereignis war die Schweizer Rundreise des zimbabwischen Musikstars Oliver Mtukudzi und seiner Band The Black Spirits im Juni 1994. Organisiert vom Afrika-Komitee und der Vereinigung Schweiz-Zimbabwe trat die Gruppe neben Basel noch in drei weiteren Städten auf. Mtukudzi hatte sich schon vor der Unabhängigkeit politisch exponiert und behielt dies bei. In Basel erklärte er im Interview, er wolle mit seiner Kunst Inhalte vermitteln. Er wolle die Menschen mit Unrecht konfrontieren und sie dazu anhalten, über die Zukunft nachzudenken. Als Künstler habe er eine wichtige Rolle zu erfüllen. Vom Konzert produzierten wir eine CD unter anderem mit den Knüllern «Africa», «Isizato» (Der Grund) und «Kuzabonakala (Die Wahrheit wird siegen)». Auf die CD war Mtukudzi stolz. Damit könne gezeigt werden, wie reich die Musik des südlichen Afrikas sei. Die Konzerte und die CD waren ein voller Erfolg und beschwingten die Komitee-Mitglieder noch lange.

Feste zur Unabhängigkeit

Am 18. November 1975 fand ein Fest zur Unabhängigkeit Angolas mit dem Film «Angola, Guérilla du peuple» und Diskussion im vollen Saal des Volkshauses statt. Während des Festes ging von der Polizei eine Bombenwarnung ein und der Saal musste möglichst schnell geräumt werden. Die Aufregung war gross. Zum Glück handelte es sich um einen Fehlalarm, aber das Fest war beendet.

Zur Unabhängigkeit von Zimbabwe feierte das Afrika-Komitee am 31. Mai 1980 zusammen mit anderen Organisationen ein grosses Fest mit 500 Anwesenden. Die Besucher:innen hörten die Grussbotschaft eines Delegierten der ZANU, erlebten einen Diavortrag über die Unabhängigkeitsfeier in Zimbabwe, konsumierten von kapverdischen Freund:innen zubereitete afrikanische Spezialitäten, hörten einen Musikvortrag des damals schweizweit bekannten Ensembles «Quattro Stagioni» und konnten schliesslich zur Musik der Gruppe «Musica Caboverdiana» tanzen.

In der Kuppel feierten wir am 19. Juni 1993 die Unabhängigkeit Eritreas mit einem eritreischen Nachtessen

1

DIE SAHRAOISCHE TRUPPE «CHAÏD EL OUALI» SINGT UND TANZT



MITTWOCH, 24. JUNI 1981, 20.15 Uhr
**GUNDELDINGERCASINO
(BEIM TELLPLATZ)**

Es laden ein:
Afrika-Komitee; Anti-apartheid Bewegung; Basler Frauenvereinigung
für Frieden und Fortschritt; Erklärung von Bern, Gruppe Basel; PdA;
POB; Schweiz. Friedensbewegung; SKAAL; Terre des Hommes
Schweiz.

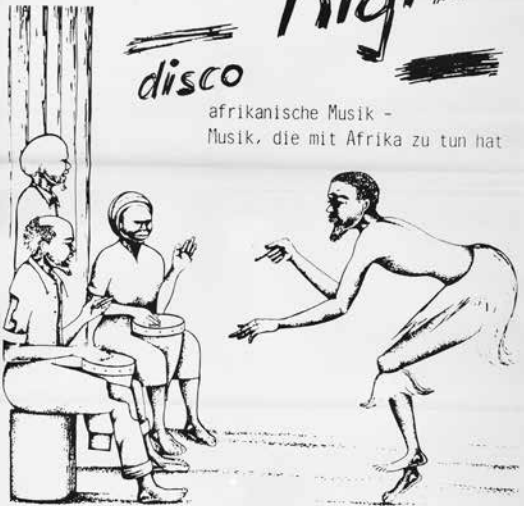


4

SAMSTAG, 16. JUNI 1984, 21 UHR
im Keller Rest. "Hirschenkeck"
Lindenberg 23, Basel

african night disco

afrikanische Musik -
Musik, die mit Afrika zu tun hat



IM RAHMEN DES SODAFRIKA-BOYKOTT
veranstaltet vom Afrika-Komitee Basel

Eintritt: 5,-


5

Hans-Ulrich Stauffer, Livia Taddei, Jean-Claude Pulfer

AFRIKANISCH KOCHEN

100 Rezepte aus Afrika

Herausgegeben vom Afrika-Komitee Basel
Mit einem Vorwort von Al Infeld
Rio



1 und 4: Konzerte und Discos waren wichtige Elemente unserer Arbeit (Bilder: Archiv Afrika-Komitee).
2 und 3: Zwei Gäste des Afrika-Komitees: der Musiker Oliver Mtukudzi aus Zimbabwe (2) und der angolische Schriftsteller Pepetela (3).
5: Das Komitee machte Afrika auch über Kochkurse und Kochbücher erfahrbar.

und einem Konzert der eritreischen Kulturgruppe und der Gruppe Famba Madokero mit Mukoko Claver Chapotoka. In der African Night Disco konnte anschliessend mit DJ Amaral getanzt werden. Mehr als 200 Personen feierten mit.

Schriftsteller:innen zu Besuch

Im Afrika-Bulletin erschienen immer wieder Interviews mit Schriftsteller:innen. Für die senegalesische Autorin Mariama Bâ war auch als gläubige Muslimin die Gleichberechtigung in der neuen afrikanischen Gesellschaft selbstverständlich (September 1984). Die ägyptische Ärztin und Schriftstellerin Nawal El Saadawi, engagierte sich für die Befreiung der Frauen in islamischen Ländern (März 1985). Der angolischen Autor Pepetela meinte, die Schriftsteller würden sich bei der schwierigen Frage der nationalen Einheit eine Art Selbstzensur auferlegen (Dezember 1988). Der zimbabwische Schriftsteller Chenjerai Hove beschrieb den Krieg und seine Folgen, Leid und Ungerechtigkeit. Trotzdem fühlte sich die Interviewerin nach der Lektüre nicht deprimiert. Nach Hove hängt dies mit seiner Vorstellung vom Leben

zusammen. Nur, wer den Schmerz von Wunden kenne, könne sich darüber freuen, unversehrt zu sein (Oktober 1994).

Wir organisierten damals vielfältige kulturelle Anlässe, ohne viel zu überlegen. Für uns war klar, dass Kunst dazugehörte und gleichzeitig ein Mittel war, um neue Personen anzusprechen. Erst im Rückblick stellen wir fest, dass wir kulturelle Vorreiter waren und afrikanischer Kunst in Basel ein wenig den Weg ebneten. ■

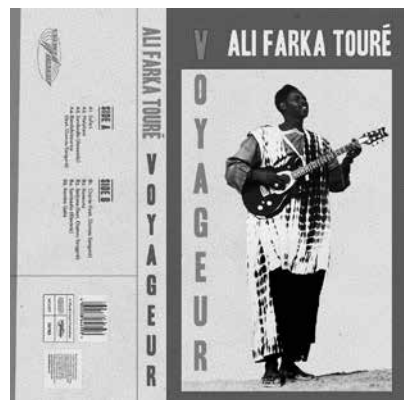
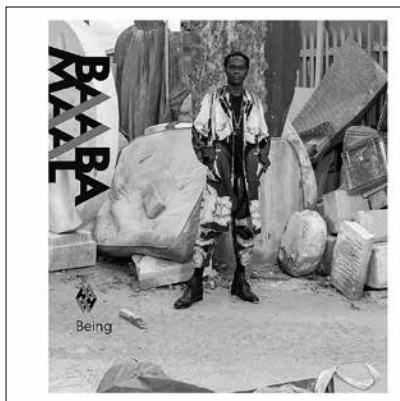


Gertrud Baud ist Gründungsmitglied des Afrika-Komitees. Auch in der Vereinigung Schweiz-Zimbabwe war die Anwältin von der Gründung 1988 bis zur Auflösung 2018 aktiv. Kontakt: gbaud@bluewin.ch.

Baaba Maal und Ali Farka Touré

Nach dem 2016 erschienen Album *The Traveller* überrascht uns der senegalesische Musiker, Kulturaktivist, Sänger, Texter und engagierte Mensch mit der gelungenen Produktion *Being*. Baaba Maal ist nie stillgestanden, und er versteht es Tradition und Moderne zusammenzubringen. Der Einstieg gelang ihm Ende der 1980er Jahre zusammen mit seinem Freund und musikalischen Partner, dem blinden Sänger und Gitarristen Mansour Seck, mit dem ruhigen, folkartigen und gitarrenlastigen Album *Djam Leeli*. Zusammen gaben sie gefeierte Konzerte und spielten weitere grossartige Platten ein.

Seine Texte sind nicht nur geschichtlichen Fragen gewidmet, sondern setzten sich immer wieder auf eine eigene Art mit aktuellen Themen und Problemen auseinander.



Baaba Maal wurde 1953 in Podor im nördlichen Senegal geboren. Er stammt keineswegs aus einer Griot-, sondern aus einer Fischerfamilie. Sein Vater wirkte als Muezzin, dadurch kam er schon früh mit religiöser Gesangskultur in Kontakt. Im familiären Umfeld wurden verschiedene Sprachen wie Wolof, Serer oder Pulaar gesprochen. Baaba Maal lebt und wirkt heute noch die meiste Zeit in Senegal. Er äussert sich immer wieder in einer ruhigen, aber pointierten Art zu brennenden Themen und unterlässt es nicht Tourneen zu organisieren, welche auch in kleine Ortschaften, ja vergessene Gegenden führen. Dazu ist er Veranstalter des bedeutenden Musikfestivals *Blues du fleuve*. Seine Alben, seine Musik blieb nie stehen und eine sanfte Entwicklung ist zu spüren. Das Akustische hat einen grossen Stellenwert, doch eine feine Elektronik hat ebenso Platz wie Kooperationen mit Rapper:innen und internationalen Musikgrössen wie Chris Blackwell von Island Records, die jamaikanischen Rhythmus-Könige Sly&Robbie, dem Reggae-Toaster Macka B, oder den britischen Musikstars Brian Eno und Simon Booth. Bekannt wurde Baaba Maal auch durch seine Mitarbeit beim Film und der Graphic Novel *Black Panther* unter anderem mit dem Song zur mystischen afrikanischen Nation Wakanda.

Das neue Album *Being* widmet sich der Natur, der Liebe, der gegenseitigen Achtung, dem Wasser und Leben, dem Aufbruch und der Veränderung, wie auch der Zukunft für die nachfolgenden Generationen. Jedes Stück hat seine eigenen Schwingungen. Dazu gesellen sich Gast-Musiker:innen. Die Zusammenarbeit mit dem mauretanischen Rapper Paco Lenol oder der malawischen Stimme von Esau Mwanwaya bringen eine besondere Würze. Es ist ein geerdetes und doch innovatives Album. Baaba Maal plädiert für Gemeinsamkeit, Diskussion, Engagement und Respekt. Er ist eine wichtige Stimme Afrikas – ein Mensch der sich mit voller Kraft mit seinen Wurzeln und seiner Heimat auseinandersetzt. Seine Musik ist durchsetzt mit starken Beats, tranceartigen Passagen und ekstatischen Momenten. Das alles ist sorgfältig produziert und von einer wohlthuenden Frische.

Ali Farka Touré ist auch 17 Jahre nach seinem Tod unvergessen. Sein Einfluss auf Wüsten-Blues und -Rock ist gross und nachhaltig. Er gilt als eigentlicher Pionier des Wüsten-Blues. Und den Stil pflegen heute nicht nur seine Nachfahren, sondern eine Vielzahl von Musiker:innen. Das nun erschienene Album *Voyageur* ist nicht einfach ein Best-of, sondern bringt Ungehörtes in guter Qualität ans Licht. Liebevoll zusammengestellt und schön dokumentiert von der World Circuit Legende Nick Gold.

So ist vom grossen Erzähler, Griot, Sänger, Gitarristen und Bauer Ali Farka Touré, der sich stets der Erde, der Natur verbunden fühlte, Überraschendes zu hören. Wichtige Instrumentalist:innen und grosse Sänger:innen wirken mit. Besonders zu erwähnen sind dabei die Beiträge von Oumou Sangaré und die Bläserensätze des bei James Brown wirkenden Pee Wee Ellis. Der bringt ungewohnte aber passende Saxophon-Töne ins Spiel. *Voyageur* ist eine beispielhaft gute, gepflegte posthume Veröffentlichung mit Substanz. Es ist immer wieder schön, diese leichte, federnde, ziehende Musik zu hören. ■

Baaba Maal: *Being*. 7 Tracks. Atelier Live/Marathon Artists; 2023.

Ali Farka Touré: *Voyageur*. 9 Tracks. World Circuit; 2023.